

Diagnose: 39,8° (Fasnachts-)Fieber

Autor(en): **Niederstein, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl
scolastic grischun**

Band (Jahr): **56 (1996-1997)**

Heft 6: **Fasnachtszauber**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-357268>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Fasnachtsgrippe grassiert

Diagnose: 39,8° (Fasnachts-)Fieber

«Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm; Da war's um ihn geschehn: Halb zog sie ihn, halb sank er hin...»

Sie ist nicht jenes feuchte Weib aus Goethes Gedicht, sondern meine Frau, der die Feste im Blut liegen; und er ist nicht der bezauberte Fischer, sondern das bin ich, ein eher ernster Protestant. Um den war es dann allerdings geschehen, als er sich aus den Bündner Bergen ins Meer der Basler Fasnacht gelockt sah.

Ach ja, irgendwie kam ich mir bei alledem, was ich nun erlebte, wie einer vor, der sich selbst über die Schultern guckte.

Pfarrer Peter Niederstein, Tamins

Am Montagmorgen nach dem ersten Fastensonntag sah ich eben diesen Protestanten, leicht verschlafen und fröstelnd, mit ernster Miene in aller Frühe auf dem Barfüsserplatz stehen. Über der dort harrenden Menge, die ihn zwang, teilweise auf einem Bein zu stehen, lag ein leises Murmeln, das ab und zu von einem etwas deplaziert wirkenden Lachen Auswärtiger durchbrochen wurde. Zu seiner eigenen Verwunderung bekam er eine Gänsehaut,

als mit dem Vieruhrschlag von den Türmen Basels alle Lichter der Altstadt erloschen und zugleich die Piccolopfeifer zu jubeln, die Trommeln zu tönen und die Laternen der Fasnachtscliquen zu leuchten begannen. Der Mund blieb ihm offen.

Ein Ohrenschaus, diese hohe Kunst des Pfeifens und Trommelns, eine Augenweide die Laternen, Kunstwerke der Satire und des Witzes.

Seine Frau zupfte ihn leise am Ärmel, dann stapfte er feierlich, hinter einer pfeifenden und trommelnden Clique her, deren Laterne mit ihrem fasnächtlichen Thema «der Kosumänt im Laufgitter» sein Gefallen fand. Im Blick auf die vor ihm herschaukelnde Laterne kam er sich selbst wie ein Fasnachtskonsument vor. Da wäre er am liebsten auch in ein Narrenkleid geschlüpft, hätte sich gerne die Larve über sein kahlköpfiges Haupt gestülpt und mit einer Piccoloflöte weiter vorne eingereiht. Nun verstand er die Begeisterung der Basler:

«Der Morgenstreich ist ein Naturereignis, das neunte oder zehnte Weltwunder.»

Eher zufällig gelangte man auf den Münsterplatz. Vor dem noch schwarzen Nachthimmel hob sich würdig und ernst die Silhouette des Basler Münsters ab.



Ach ja, die Kirche! Sie hatte es nicht leicht mit diesem närrischen Treiben, sie war dagegen.

Doch bereits im elften Jahrhundert wurde der Versuch der Kirche, das Karnevalstreiben zu verbieten, zugunsten einer nachsichtigen Duldung aufgegeben. Und diese Duldung wurde damit erkaufte, dass man sich von der Bussübung des Fastens in der Passionszeit nach Aschermittwoch Reinigung und Erneuerung versprach. So ging es nicht lange, bis manchenorts auch die Geistlichkeit selber mitzumachen geneigt war. Von dieser Zeit her hiess der Sonntag, der erste der drei närrischsten Tage, Herren- oder Pfaffenfasnacht, und er blieb den Geistlichen vorbehalten. Der Montag galt dann der Bauernfasnacht, der Dienstag war schliesslich allgemeiner Narrentag.

Wie wäre es, so dachte der simple Protestant, wenn sich da unter den vorbeiziehenden Masken auch geistliche Herren verbergen würden? Aber müsste das nicht im protestantischen Basel von vornherein eine Rarität sein?

Denn der Protestantismus kommt einem zweiten Ansturm gegen das närrische Treiben gleich. Und ein zweiter Ansturm ist oft erfolgreicher als der erste. So gelang es der Reformation vielfach, das Fasnachtstreiben zu beseitigen.

Auch das protestantische Basel versuchte, gegen die Volksseele anzustürmen. Im März 1546 verfügten die Räte: man solle *«fürohin kein fassnacht noch ascher-mittwochen me haben, noch der zit uff zünfften, gesellschaften noch knechtenstuben nit me kochen lan, noch zeren, ouch gantz kein fassnacht butzen, piften noch trummen pruchen, sonder der dingen aller müssig stan»*.

Und noch 1920 liess sich der konservative Flügel der Evangelisch-Reformierten Kirche Basels dahingehend verlauten:



«Es liegt uns daran, endlich einmal unseren Miteidgenossen in der Schweiz zu sagen... Breite, grosse Schichten der Einwohnerschaft Basels empfinden vielmehr diesen Fasnachtskultus längst als Humbug».

Da verschlug es unserem Protestanten den Atem, stiess er doch, mitten im Gewühle soeben Beifall spendender Zuschauer, auf einen alten Basler Pfarrer und dessen Frau. Nun applaudierten sie gemeinsam der gerade vorüberziehenden «Olympia alte Garde», einer sich aus Senioren rekrutierenden Clique.

Inzwischen war der nunmehr weniger ernsthafte Protestant in eins der Basler Zunfthäuser eingekehrt, befand sich somit auf historischem Boden, insofern die Zünfte einst massgebend am Fasnachtsgeschehen beteiligt waren, löffelte seine Mehlsuppe und kaute vergnüglich an einer Zwiebelwähe.

Beim Morgengrauen kroch der Protestant ins Bett, um den weiteren Abenteuern gewachsen zu sein. Seine Frau und er logierten bei Basler Freunden. Die Tochter des Hauses hatte sich in so manchen Nachtstunden aus sorgfältig gewählten Stoffen ein Fasnachtskostüm geschneidert, eine wahre Robe zum Thema «Die Selbschtändige», dazu die von Künstlerhand gebildete

Larve, wie die Masken in Basel genannt werden.

Diese Dame bestieg am frühen Nachmittag mit ihrer Freundin eine Halbkutsche, eine Schääse. Unter dem Peitschengeknall des Kutschers rollten sie mitten hinein in das fröhliche und freie Zirkulieren der, von originellen Einzelgruppen unterbrochenen, Fasnachtszüge. Auch jener Protestant war wieder mittendrin im Gewühle. Eine Orange traf seinen zivilen Hut. Die Frau neben ihm erhielt von einem vorüberrollenden Wagen, auf welchem Waggis, elsässer Bauern, ihr närrisches Wesen trieben, als Trost einen Mimosenzweig. Da zogen die Cliquen einher mit ihren Laternen, mit ihren Pfeifen, mit ihren, vom gravitatisch-majestätisch schreitenden Tambourmajor angeführten, Trommlern und oft mit einem Wagen, der, wie die Laterne und die Kostüme, in Ausführung, Form und Bemalung gänzlich ihrem selbstgewählten Sujet galten, wie die Basler ihre fasnächtlichen Themen bezeichnen. Die Zuschauer bettelten um die begehrten Zettel, welche, oft nachts und darum in Sternstunden geboren, witzig, spritzig und auch mal giftig in Reimen das Sujet variieren.

Den «Fasnachtskonsumenten» ergriff ein Staunen über die sich ihm darbietende Vielfalt an schöpferischen Talenten.

Durch Basels Strassen piff ein eisiger Wind. Jener dort sich amüsierende Protestant schlug seinen Mantelkragen hoch. Winter – der hat doch etwas mit dem Tod gemein, ihn möchte man bannen und dabei nicht untätig sein. Man merkte das einer eben vorüberziehenden Clique, deren Larven besonders auffielen, irgendwie an. Mit den Masken glaubten ja die Heiden, vegetations- und menschenfeindliche Dämonen verjagen zu können. Dem lag die Anschauung zugrunde, der Dämon würde vor seinem eigenen Gesicht, das er in der Maske findet, fliehen.

Jenem gaffenden Protestanten blieb wieder einmal der Mund offen stehen. Unversehens wurde er ihm mit Konfetti, Röppli sagen die Basler, gefüllt. Er griff in die Tasche und revanchierte sich unbeholfen. Auch das Werfen von Konfetti, früher waren es Heublumen, stellte ursprünglich einen Fruchtbarkeitszauber dar.

Nach Rauch und Feuer roch noch der Mantel unseres Protestanten. Hatte er doch tags zuvor im Baselbiet zu den Klängen einer Blasmusik wie gebannt in ein riesiges Feuer gestarrt, das Werk der Knabenschaft eines Dorfes. Später war er fasziniert vom Scheibenschlagen gewesen, von jenen in die Luft geschleuderten, brennenden Holzscheiben, die dann funkensprühend auf den Boden schlagen, um sogleich in grossen Sprüngen wie kleine Sonnenräder den steilen Hang hinab ins Tal zu rollen.

Urtümliches und Elementares bricht an Fasnacht auf. Das gleicht einem Kampf zwischen Finsternis und Licht, Kälte und Wärme, Winter und Frühling, Tod und Leben, wie er sich in der Natur und in der menschlichen Seele abspielt.

In vorchristlicher Zeit führte dieser Kampf zur Ausprägung dessen, was man heute, oft despektierlich als heidnische Bräuche bezeichnet. Zur Zeit der Christianisierung Europas hat dann,

wie gesagt, die Kirche versucht, diese Bräuche als Ausdruck des Aberglaubens über Bord zu werfen. Um der Selbstfindung willen musste sie das damals tun. Fatal aber ist, dass sie im Grunde, wenn im Mittelalter auch duldsamer geworden, dabei blieb. Sie hatte nicht die Kraft, schliesslich doch jene Bräuche aufzunehmen und dem christlichen Glauben entsprechend zu verwandeln. So wirkte sie frustrierend auf das Urtümliche und Elementare, als dessen Ausfluss die Fasnachtsbräuche zu werten sind.

Ein Weiteres kommt hinzu. Der in der Fasnacht aufbrechende urmenschliche Kampf zwischen Winter und Frühling, Tod und Leben nimmt den ganzen Menschen mit all seinen Sinnen in Anspruch, also auch seinen Eros. Denn auch die erotische Liebe steht im Kampf gegen den Tod. Nicht von ungefähr ist der Frühling die Zeit der Liebenden.

Einmal die Fasnacht als heidnisch-abergläubisches Fest gebrandmarkt, war es dann für die Kirche ein Leichtes, diese Auswüchse, namentlich alkoholischer und sexueller Natur, für die teuflischen Früchte des Aberglaubens zu halten.

Da, im Gegensatz zur katholischen Kirche, den protestantischen Kirchen der bisher übliche «Ausweg» einer Reinigung und

Besinnung durch das Fasten nicht möglich war, blieb ihnen nur die radikale Ablehnung. Und Radikale sind gewöhnlich besonders ernste Leute. Das Ideal der reinen Lehre rief nach einem reinen Leben, der Puritanismus wurde geboren. Doch allzu rein macht steril. So legte sich ein unnatürlicher Ernst über den Protestantismus. Das in den Anfängen der Reformation aufflammende Gespür für die Volksseele war weitgehend erloschen. Man hatte Angst vor dem Aufbrechen des Urtümlichen und Unkontrollierbaren. Ordnung muss sein. Erotik wurde kompensiert.

In Basel begann es dunkel zu werden. Ein sanfter Föhnwind erfüllte die von fasnächtlichem Getön widerhallende Stadt mit einem Hauch voll Frühling. Die Luft genüsslich einsaugend, schlug unser Protestant beschwingt den Mantelkragen herab. Bald verspürte er einen mächtigen Hunger. In einem Restaurant ergatterte er mit Mühe einen Platz für zwei. Die Fröhlichkeit schlug hohe Wellen. Übermut wirbelte durch die Wirtschaft, der Wein schmeckte besonders gut, ihm war wohl.

Eine intrigierende Larve näherte sich dem Tisch und prustete ihm ins Ohr: «*Adie du! Gäll de kennsch mi nit, du Bündner Hotelier?*» Zunächst war der,





gewöhnlich auf die Anrede «Herr Pfarrer» Hörende, verduzt. Doch dann, und er lernte es zu seinem eigenen Erstaunen rasch, parierte er. Ein kurzes, von Gelächter begleitetes, Wortgefecht über die Figur des Bündner Hoteliers, der seine Genickstarre bekommt, wenn kein Schnee für die Wintersportler fällt, wurde ausgetragen.

Nach einer Weile stürmten andere Maskierte das Lokal. In der Form glänzend vorgetragener Schnitzelbänke vernahm man scharfe, herrlich pointierte Satire zum Geschehen in Stadt und Land, Politik und Wirtschaft. Jeweils am Ende dröhnte der Raum vor Höllengelächter. – Frau Fasnacht machte ihrem Namen Ehre, der wohl auch mit dem Wort «faseln» im Sinne von «Possen treiben» verwandt ist. Die Vertreibung des Winters findet eben auch ihre politische und sozialkritische Komponente, auch darin ein Fest der Narrenfreiheit.

Europäische Machthaber sind deshalb immer wieder bestrebt, Volksfeste, weil nicht auszurotten, nach dem Motto «panem et circenses – Brot und Spiele» zu manipulieren oder eine Art musealer Folklore daraus zu machen. Doch wer zur echten Fasnacht steht, steht damit auch zur Freiheit.

Mitternacht war längst vorüber. Draussen zogen noch immer trommelnde und pfeifende Gestalten ihres Weges, jetzt jedoch, wie das aufbrechende Paar entdeckte, vornehmlich in den Gassen und Gässlein. Hier tönen die Instrumente der Fasnacht, namentlich die Trommel, viel schöner als auf den Plätzen und in den breiten Strassen. Die Basler nennen das mit dem reizvollen Tätigkeitswort «gässle».

Klein und zierlich steht auf einer Treppenstufe ein Tambour; vor ihm hat sich ein gigantisch wirkender Tambourmajor postiert, der nachmittags im Umzug eine grosse Clique angeführt hatte. Jetzt dirigiert er mit derselben Grandezza diesen einsamen Trommler – beiderseits eine künstlerische Leistung sondergleichen und ein Bild für die Götter.

Anderntags musste jener, seines Ernstes nun etwas benommene, Protestant wieder heim in die Bergwelt Graubündens. Im Zug sinnierte er über die Worte Demokrits: «Ein Leben ohne Feste ist wie ein langer Weg ohne Einkehr.» Er war in die Seele eines festenden Volkes eingekehrt, er wird wiederkommen, und er wird auch in seinem Dorf urwüchsige Bräuche schätzen lernen und an den Festen mitmachen.

Fasnachtsküchlein

Für einen Wäschekorb voll knuspriger «Chnüblätz» braucht es etwa 2 Stunden Zeit und folgende Zutaten:

- 6 Eier
- 2 dl Vollrahm
- 700-800 g Mehl
- 1 Esslöffel Salz
- 1 Messerspitze Natron
- Öl zum Backen
- Puderzucker

Eier und Rahm schaumig rühren. Das Salz unter das Mehl ziehen und dieses mit dem Eierschaum vermengen. Das Natron in wenig Wasser auflösen und beigegeben. Einen zarten, elastischen Teig kneten, der schmiegsam, aber nicht klebrig sein darf. Auf wenig Mehl auswallen. Mit dem Teigrädchen runde oder viereckige Teile ausschneiden. Mit den Händen oder über dem Knie ausziehen. Auf leicht bemehlte Geschirrtücher auslegen und zudecken. Das Öl rauchheiss erhitzen. Die Küchlein hellgolden backen und dann in einem Sieb abtropfen lassen. Erst wenn sie abgekühlt sind, mit Puderzucker überstreuen. In einem mit Pergamentpapier ausgelegten Korb zugedeckt an einen kühlen Ort gestellt, hält sich das Gebäck bis zu 2 Wochen.